

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 11

Artikel: Friedrich Hebbel
Autor: R.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und wiederholte noch einmal: „Das habe ich nicht zu hoffen gewagt, als ich heute in Arni wegfuhr.“

Sie lächelte ihm willig zu und antwortete: Ich bin auch noch ganz verwirrt.“

Schon kam der Zug ins Rollen.

Zumbrunnen winkte nicht. Er ließ sich nieder auf die Bank, allein in dem kleinen Platzviereck. Eine kurze Weile empfand er noch die Tatsache, daß Anna auf dem Bahnsteig stand und er von ihr fortgetragen werde.

Auch sie sah dem Zug ein wenig benommen nach. Aber dann trat sie den Heimweg an. Die würden staunen daheim, dachte sie. —

Thomas Zumbrunnen saß, den Stock zwischen den Beinen. Jetzt spürte er das Fahren nicht mehr, sah nichts mehr von der Gegend, merkte nicht, wenn der Wagen hielt.

Der Zug polsterte an einer steilen, kahlen Berghalde vorbei, die von den Lawinen, die hier jedes Jahr niedergingen, ragenfahl gefegt war. Wie eine Lawine stürzten auch die Gedanken über Zumbrunnen. War es möglich, daß Wünsche sich erfüllt hatten, denen er noch gar nicht hatte Raum lassen wollen? War es möglich, daß er noch einmal Hochzeiter war? Was würde die Lene sagen? Was — er erschraf — er hatte ganz vergessen, dem Adli etwas mitzubringen! Und der Adli — aber die Gedanken glitten ab. Andere überwandten sie: Jetzt war die Anna vielleicht schon daheim! Jetzt erzählte sie den Eltern. Jetzt — wann konnte wohl Nachricht von ihr kommen? — —

Thomas Zumbrunnen wußte nie nachher, wie er nach Steg gelangt, dort ausgestiegen und den steilen, steinigigen Weg nach Arni hinaufgekommen.

Viertes Kapitel.

Ein schöner, stiller Morgen ging über Arni auf. Im Tal lag Nebel; aber hier oben war eine Welt für sich. Ueber einem grauen, reglosen, stockenden Meer von Schwaden und, wie ihm entstiegen, träumten hier grüne, saftige Hänge, wetterbraune Hütten, schwarze, reglose Wälder und ragten darüber die Felswände, Zacken und Türme mit goldenem Sonnenstrahl umgetan.

Ein Wunder für sich war das Seelein. Das war wie das bildgewordene Staunen. Grünblau, gleich einem Glas so glatt und glänzend, gab es das Bild der Welt zurück, die Hänge und die Wälder und die Felsen. Keinen Abton von Grün und Gold und Grau und keinen Baumzweig, keinen Riß im Stein, keine noch so spitze Spitze vergaß es zu spiegeln.

Thomas Zumbrunnen stand früh auf. Wie immer war der blonde Adli schon wach und schaute aus seinem Rissen auf den breiten Rücken des Vaters, der auf seinem Bett saß und sich die Hose anstreifte. Und Adli war neugierig, was Zumbrunnen ihm diesmal wohl mitgebracht, und dachte, der kleine Kram werde wohl in der Hose stecken, die der Vater jetzt mit dem Gürtel festschnallte.

„Tag, Vater“, grüßte er.

Männer und Jäger wie Zumbrunnen erschrafen nicht. Aber ganz tief innen hemmte ihm etwas einen Blick lang den Atem. Dann wendete er sich um und grüßte: „Tag, Adli.“ Und sah das Staunen und die kleine Ungeduld in den Kinderaugen. Dann nahm er seinen Geldbeutel, das alte, unförmige Lederding, aus der Tasche und suchte einen Zwanziger heraus. „Kannst dann bei der Konsummarie für zwanzig Rappen Schleckzeug holen, Adli“, sagte er und reichte ihm die Münze ins Bett. „Ich habe gestern keine Zeit gehabt, etwas zu kaufen.“

Adelrich leuchtete auf und dankte. Er dachte nicht, daß etwas hätte anders sein können. Das dachte nur Zumbrunnen. Und

er brauchte länger als sonst zum Ankleiden, half auch dem Adli genauer als sonst. Und während seine Hände den Knaben berührten, war er ein paarmal versucht, ihn an sich zu ziehen und zu streicheln. Weil ihm aber war, als wolle er damit gut Wetter machen, zürnte er sich selbst, ließ den Buben plötzlich los, riß sich zusammen und sagte mit einer lauten, beherrschten Stimme: „Was würdest sagen, wenn du wieder eine Mutter bekämest?“

Adli verstand nicht. Ihm fiel nur auf einmal die Anna ein, an die er in letzter Zeit und seit sie hier oben gewesen, aus irgendwelchen Gründen immer wieder denken mußte. Aber er wurde sich nicht klar, was es mit ihr für eine Bewandnis haben sollte.

Fortsetzung folgt.

Der frohe Wandersmann

Von Joseph Freiherr v. Eichendorff

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not und Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Keh! und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's best' bestellt.

* * *

Friedrich Hebbel

Zu seinem 125. Geburtstag am 18. März 1938.

Im 19. Jahrhundert wurden Klassik und Romantik mehr und mehr durch die Realistik, Gestaltung der Wirklichkeit, Wiedergabe des Tatsächlichen, ersetzt. Wie im Bernerland Jeremias Gotthelf dem Bernervolk mit wuchtigem Realismus einen Ehrenplatz in der Literatur angewiesen, Gottfried Keller in wunderbarer Mischung von reiner Wirklichkeit und seltsamer Romantik seinen Zürichern den Spiegel vor Augen hielt, so zeichneten mit sieghaftem Humor und echt nordischer Zähigkeit die beiden Dialektdichter Klaus Groth und Fritz Reuter sowie der große Dramatiker Friedrich Hebbel die Welt, wie sie ist.

Am 18. März 1813 im Dithmarschen Dorfe Wesselsburen als Sohn eines armen Maurers geboren, wuchs Hebbel bei dürftiger Bildung und fast gänzlichem Mangel an geistiger Anregung zum Jüngling heran. In seiner ergreifenden Lebensbeschreibung „Meine Kindheit“ hat er ein trostloses Bild seiner Knabenjahre entworfen. Von seinem Vater schreibt er darin: „Die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. Selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten“. Nach seiner Entlassung aus der Dorfschule kam er als Schreiber zu dem Kirchspielsvogt Mohr, erfuhr aber bei demselben allerhand Kränkungen, die er Zeit seines Lebens nicht verwinden noch vergessen konnte. Er mußte z. B. mit dem Kutscher in einem Bett schlafen und die spärlichen Mahlzeiten mit Knechten und Mägden einnehmen. „Nie verwinde ich das wieder, nie, und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen“, hat er später schmerz erfüllt ausgerufen. Durch eine seltene, ans Wunderbare grenzende Kraft der Selbsterziehung ergänzte Hebbel seine mangel-

hafte Bildung dermaßen, daß er schon mit 16 Jahren Gedichte verfaßte, denen kein Mensch das jugendliche Alter anmerkt. In einem Liede „Sehnsucht“, das sowohl für Hebbel's menschlichen als dichterischen Charakter sehr bezeichnend ist, heißt die letzte Strophe:

„Und würfen sich Welten in meine Bahn,
Ich würde die Welten erfliegen.
Dich hohe, Himmlische, zu umfahn,
Zu den Wolken flög ich, zum Himmel hinan;
Die Hölle selbst würd' ich besiegen.“

Einige seiner früh entstandenen lyrischen Gedichte wurden dank der Teilnahme der Romanschriftstellerin Amalie Schöppe in einer Hamburger Zeitschrift veröffentlicht. Hebbel begab sich persönlich dorthin, wo er seine Bildung vervollständigte und sich auch die Mittel erwarb, um sich nachher auf den Universitäten Heidelberg und München dem Studium der Philosophie, Geschichte und Literatur widmen zu können. Nach Hamburg zurückgekehrt, entstand dort rasch nacheinander seine Dramen „Judith“, „Genoveva“ und „Der Diamant“. Im Jahre 1842 wandte er sich nach Kopenhagen, wo er die „Maria Magdalena“ begann. Vom Dänenkönig Christian VIII. erhielt der Dichter eine Unterstützung, die ihm eine Reise nach Paris und Rom ermöglichte, worauf er in Wien bleibenden Aufenthalt nahm. Hier fesselten ihn das Spiel und die Persönlichkeit der Schauspielerin Christine Engghaus in solchem Grade, daß er sich im Mai 1846 mit ihr verheiratete. Am 13. Dezember 1863 starb er in Wien, wo ihm, wie auch in seinem Geburtsort Wesselsburen ein Denkmal errichtet wurde.

Friedrich Hebbel war ein Dramatiker großen Stils. Ein volles Duzend dramatischer Werke hat er geschaffen, und „alle tragen den Stempel eines Genies, einer starken Kraft, aber auch einer herben Schrullenhaftigkeit, einer Phantasie, die, wie Heise meinte: „Unterm Eise brühet!“ Neben den schon genannten Tragödien „Judith“, „Genoveva“ und „Maria Magdalena“, seien noch erwähnt „Herodes und Marianne“, „Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring“ und vor allem seine gewaltige Nibelungentriologie: „Der gehörnte Siegfried“, „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhildes Rache“. Dieses gewaltigste seiner gewaltigen Dramen, eine Widmung an seine Frau Christine, gefüllt Hebbel den größten Dramatikern der Weltliteratur zu.

Hebbels Dramatik überragt durch Umfang und Wucht seine Gedichte solchermaßen, daß von dem Lyriker Hebbel überhaupt nicht oder nur nebenbei gesprochen wird. Und doch gibt es Literaturkenner, die leise die Vermutung ausgesprochen haben, daß nach einigen Menschenaltern nur noch die Gedichte Hebbels leben werden, „während die Dramen dann ehrfürchtiges Staunen bei den Aufführungen an besondern Gedenktagen erregen werden“.

Die Urteile namhafter persönlicher Kenner Hebbels weichen stark voneinander ab, stimmen aber alle in dem Eindruck einer außerordentlichen Persönlichkeit überein. Es gelten von ihm seine eigenen Worte: „Was einer werden kann, das ist er schon“ und „Ich bin immer so, wie die meisten Menschen nur im Fieber sind“. Mörike urteilte über ihn: „Dieser Hebbel ist ein Blutmensch durch und durch, zugleich von einem schneidenden Verstand, und wo er Liebe, Anerkennung spürt, wie bei mir, nichts weniger herb und verletzend, wofür er insgemein gilt, vielmehr recht gut und menschlich.“ Andere Dichter, wie Alfred Meißner, hielten ihn für einen maßlos von sich eingenommenen Selbstanbeter, wenn er sagt: „Hebbel interessierte in der Welt nur ein Wesen und eine Sache: Hebbel und die Sache Hebbels.“ In der Tragödie „Maria Magdalena“ läßt Hebbel den Meister Anton das trostlose Wort sagen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“, womit er sich selbst als Jünger des Pessimisten Schopenhauer bekennt. Zu keinem seiner großen Zeitgenossen stand Hebbel in einem dauernden Freundschaftsverhältnis, vielmehr hielt er sich griesgrämig von ihnen fern und führte gelegentlich eine scharfe Klinge gegen die kritischen Berserker. So in seiner geistreichen Dichtung „Michelangelo“, wo er sagt:

„Ihr schlägt mit der Rose die Lilie tot,
Ihr fordert die Kirsche vom Feigenbaum.“
Und seine Forderung: „Bescheidenheit gegen den Vordermann!“ gilt noch heute als geflügeltes Wort. Eines der schönsten Gedichte Hebbels, sein liebliches „Sommerbild“, möge seinen Gedenktag beschließen:

„Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könnte, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben, ist zu nah am Tod!
Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.“

R. Sch.

Thomas findet Geld

Von B. Wasmuth.

Planlos und unruhig irrte Thomas durch die Straßen der kleinen Industriestadt. Gegen den heftigen regenschweren Westwind hatte er den Kragen seines Mantels hochgeschlagen und die leeren Hände in den Taschen vergraben. Aber nicht nur gegen Wind und Wettertribsal hatte er sich in sich verkrochen; wider die Anstürme des Lebens, vor den Anfechtungen der Welt war der Mantelfragen hochgeklappt, waren die Hände in den Taschen zu Fäusten geballt. — Wie ein Igel rollte er sich zusammen, aber die wehrhaften Stachel wuchsen ihm nicht.

Er war tief verzweifelt. Ach, nichts von Welterschmerz und Kämpfen der Jugend war in seiner Not, keine enttäuschte Liebe, kein verschmähter Ehrgeiz, nichts Romantisches, von dem die Dichter schreiben. Dennoch nicht weniger schmerzhaft... — Er brauchte Geld. Gewiß, auch die materielle Not hat schon Dichter gefunden. Aber es war auch nicht so, daß er etwa kein Brot gehabt hätte, um seinen Hunger zu stillen, oder kein Dach über dem Kopf, ein Heimatloser. Er war jung und ledig, aß an seiner Mutter Tisch und schlief in dem gleichen Zimmer noch immer, das einst den Schuljungen beherbergt hatte. Nein, das alles war es nicht. Er brauchte Geld für andere Leute und doch auch für sich. Er spürte zum ersten Mal in seinem Leben das Wort Wirklichkeit werden und Schmerzen zufügen, das Wort: Verantwortung.

In dem Industriestädtchen, in einer Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs aufgewachsen, hatte er sich, jung wie er war, gleich vielen, gleich allen, gedrängt, aus dem großen Topfe des Wohlstandes auch einen Teller gefüllt zu bekommen. Er hatte einen kleinen Stanzbetrieb eröffnet, ohne viel Kapital, versteht sich. Das lief ja alles von selbst. Sechs Arbeiter fanden Arbeit — und Brot, wie der junge Unternehmer sich stolz sagen konnte, und sein Selbstbewußtsein war gewachsen. — Aber es ging nur eine kurze Zeit gut. Die Blüte war nur eine Scheinblüte. Allzuvielen drängten sich um den verlockenden Topf. Die Zahlungen blieben aus, und schon in der zweiten Woche nun warteten die Arbeiter auf ihren Lohn. Gewiß saßen sie nun alle sechs, denn heute war Zahltag, zu Hause in Mutters Stube, breitspurig und düster, und der rothaarige Martin schwor den andern drohend: „Heute gehen wir aber nicht eher weg, bis wir unser Geld haben!“

Ach, er konnte es ihnen nicht verargen. Vier der Arbeiter hatten Frau und Kinder. Sollte er, Thomas, die Schuld tragen, wenn sie hungerten? Zum Teufel, ja, er trug sie.

Weiß Gott, es war entsetzlich feig von ihm, davonzulaufen und sich zu drücken. Aber wie konnte er ihnen in die Augen sehen? Am liebsten lief er bis ans Ende der Welt, entliefe er dem Leben. Konnte es nicht wie ein Unglücksfall aussehen, wenn er vor den Zug, unter ein Auto geriete? Und er wußte nichts mehr von den schweren Gedanken, die ihn so gräßlich quälten und sein Innerstes zermürbten. Aber würden davon Jochen Walfers Kinder und die andern satt? Das war doch in Wirklichkeit keine Lösung. Es war eine Traumlösung, und eine maßlos feige dazu.